

Lydia Baumann · Lara Beer

VATER UNSER

Lydia Baumann · Lara Beer

VATER UNSER

Wie unsere Väter zu Sorgenkindern
wurden – zwei Töchter erzählen

C. Bertelsmann



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

© 2013 by C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: buxdesign, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-10163-6

www.cbertelsmann.de

Inhalt

Vorwort	7
Die Pensionierung	13
Die gute alte Zeit	41
Rollentausch	72
Das Kind im Manne	100
Das Vermächtnis	133
Die Väter der anderen	164
Geben und nehmen	196
Das Leben geht weiter, immer weiter	222

Vorwort

»Wie geht's deinem Vater?« Die Frage kommt immer, wenn wir uns sehen. Und egal, wer von uns beiden sie gestellt hat, die Antwort ist immer lang. Es gibt Probleme, die besprochen werden müssen. Anekdoten aus dem Leben unserer Väter, die geteilt werden wollen. Es gibt Trauriges zu erzählen, Erschreckendes und Lustiges. Es gibt Rechtsstreitigkeiten und Fragen zu Pflegestufen zu klären, Grundsicherungsanträge zu bearbeiten und väterliche Drogenvorräte diskret verschwinden zu lassen. Was aber nie vorkommt: dass es gar nichts zu berichten gibt. Weil das Telefon bei uns ständig klingelt, weil die Nagelschere nicht auffindbar, das Badezimmerrohr gebrochen ist und es keine Haftpflichtversicherung gibt oder besprochen werden muss, in welchem Baum das Eichhörnchen denn nun wohnt. Die eigene Handynummer wird zur psychologischen und praktischen Krisen-Hotline, 24 Stunden erreichbar.

Wenn der Vater zum Pflegefall wird, so unterschiedlich die Gründe dafür auch sein mögen, dann stellt sich ein sehr merkwürdiges Gefühl ein: das Gefühl, plötzlich Mutter zu werden. Von jemandem, der aber nicht dein Kind ist. Ganz im Gegenteil: dessen Kind du bist. Dann tauscht man die Rollen, muss Verantwortung übernehmen für ein zweites Leben. Was tun also, wenn keine Partnerin mehr da ist und Papi nicht allein klarkommt? Dann ist die Zeit gekommen, in der meist niemand so geeignet für eine allumfassende Lebenshilfe scheint wie die Tochter. Das sind wir. Töchter von Vätern, die unkonventionell gelebt haben. Etwas zu unkon-

ventionell für unseren Geschmack. Und so beginnt eine Zerreißprobe zwischen Fürsorge und Sorge, zwischen Hilfe und Überforderung, zwischen Zuneigung und Wut.

Karl (82) und Gert (63) sind unser unfreiwilliges Dauerthema. Wir sprechen mehr über sie als über die Männer, die wir lieben. Vielleicht deshalb, weil wir uns über die keine Sorgen zu machen brauchen. Sie kommen gut ohne unsere mütterliche Zuwendung zurecht. Unsere Väter nicht. Nicht mehr.

Schon vor einigen Jahren fingen die beiden an – ganz ohne sich irgendwie abgesprochen zu haben –, sonderlich zu werden. Sie legten die Eigenschaften eines Vaters ab, begannen ihre Verantwortung abzugeben, Pflichten zu ignorieren. Und die Realität zu verlieren. Es scheint, als ob das Leben und das Alter ihnen so viel abzuverlangen begannen, dass sie nicht mehr damit zurechtkamen. Plötzlich brauchten sie uns, ihre Töchter, die insgeheim gehofft hatten, dass ihre Väter ihr Leben lang für sie Regale an die Wand bohren und Steuererklärungen machen würden – nicht umgekehrt. Doch so ein gelebtes Leben kostet Kraft, und wenn die verbraucht ist, dann müssen die Kinder helfen.

Die Deutschen werden immer älter – und immer einsamer. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts leben 20 Prozent der über 60-jährigen Männer allein. Das sind doppelt so viele wie noch vor 25 Jahren. Und der Trend hält an, auch weil die Scheidungsrate beständig steigt. Studien belegen, dass Menschen besonders dann massiv unter Einsamkeit leiden, wenn sie nicht erst im hohen Alter, sondern früher den Partner verloren haben – egal, ob durch Trennung oder Tod. Und wenn der Mensch fehlt, der ehemals alles zusammenhielt, schwinden oft Antrieb und Lebenswille. Es ist keiner da, mit dem man sich über Sinn und Unsinn geplanter Projekte und Anschaffungen austauschen könnte. Keiner, den es stört, wenn das Hemd voller Flecken ist oder man den ganzen Tag im Bett liegen bleibt. Alleinlebende leiden auch dop-

pelt so häufig unter Armut wie der Durchschnitt der Bevölkerung: 17 Prozent der betroffenen Männer mittleren Alters bekommen für ihren Lebensunterhalt Geld vom Staat. Der Anteil ist dreimal so hoch wie bei ihren Altersgenossen, die mit einem Menschen zusammenleben.

Karl und Gert könnten unterschiedlicher nicht sein. Sie wären sich unter normalen Umständen wohl nie begegnet und werden sich auch nicht mehr kennenlernen können. Dass sie sich in diesem Buch treffen, hat weniger mit dem zu tun, was sie früher einmal waren oder wollten. Jedoch eine Menge mit dem, wohin sie das Leben geführt hat: an einen Ort, an dem es einsam ist, an dem sie ohne Hilfe nicht bestehen können. Nach einer langen Reise durch ein Leben mit vielen Abenteuern, vielen Höhen und Tiefen und genauso viel Glück wie Pech.



Karl Baumann 1963 in Peru.

Lydias Vater Karl war gerade jung genug, um nicht in der Hitler-Jugend mitmarschieren zu müssen. Er verließ Deutschland mit Anfang zwanzig, lebte rund fünfzehn Jahre als Geschäftsführer großer Zuckerrohrplantagen und als Landwirt mit vielen Pferden, hübschen Frauen und großen Autos in Südamerika – bevor er sich bei einem Besuch im hamburgischen Elternhaus in seine spätere Frau verliebte. Er lebte eine kinderreiche Ehe in den feinen Elbvororten, liebte die

salzige Luft auf Sylt, besaß Tweedjacketts in jeder Farbe und hatte hohe Erwartungen an sich und seine Mitmenschen. Nach der Scheidung zog es ihn nach Mallorca, er wollte den Rentnertraum mit Sonne, Sand und Sangria leben. Bis zu dem Tag, an dem er die Insel verlassen musste, zwar immer noch reich an Hoffnung, aber arm auf dem Konto. Nach sechzehn Jahren in Spanien musste ein neues Leben für Karl in Hamburg her. Der Blick aufs Meer war Vergangenheit, das karge Wartezimmer des Sozialamts die neue Aussicht.

Karl steht für eine Kindheit im Schatten einer Diktatur. Es war kein einfaches Aufwachsen zwischen Fliegeralarm, Todesangst und Hunger. Er gehört zu jener Generation von Deutschen, die mit Kinderaugen die Zerstörung des Heimatlands mit ansehen und als Teenager Trümmer sammeln mussten, aber dann einen stetigen Aufstieg erlebten und den Frieden nutzten, um die Welt zu entdecken. Karl gehört zu denen, die heute noch immer viel lieber Briefe als E-Mails schreiben und kaputte Schuhe zum Schuster ihres Vertrauens bringen, anstatt bei Zalando neue zu bestellen. Sie schätzen alte Werte und ignorieren mit Freude neue Entwicklungen – vielleicht weil sie es geschafft haben, ein ganzes Land auch ohne Smartphone, Facebook und Navigationsgerät wieder aufzubauen.

Laras Vater Gert ist so etwas wie ein Bilderbuchkind der 60er Jahre, »ein Linker«, wie er noch immer mit Stolz sagt. Er trug als junger Mann lange Haare, liebte die Rolling Stones (die Beatles waren was für Spießer) und nahm früh harte Drogen. Trotz beginnender Sucht beendete er sein Medizinstudium und führte erfolgreich eine eigene Praxis. Nach einem ersten großen Absturz lebte er über 20 Jahre abstinent als angesehenen Psychoanalytiker am Tegernsee. Mit dem Selbstmord seiner Frau kam die Leere zurück – und das Verlangen, sich alles, was irgendwie berauscht, wie Smarties einzuwerfen. Mit 61 Jahren nahm er dann, kurz vor der Rente, eine

Überdosis, stürzte in seiner Wohnung und überlebte nur knapp ein Delirium. Seitdem kann er den linken Arm kaum noch bewegen, musste neu lernen, sich eine Fahrkarte zu kaufen oder Geld abzuheben, und bekommt einmal am Tag Besuch vom Pflegedienst, der ihm dabei hilft, sich im Alltag zurechtzufinden.

Gert ist ein Beispiel für die 68er-Generation, die langsam in die Jahre kommt. Für Menschen, die im Herzen vielleicht nie erwachsen geworden sind, weil sie sich den gesellschaftlichen Normen mit aller Kraft verweigert haben. Die ein bewegtes, wildes Leben geführt haben – und deren Körper oft schon früh einen Tribut dafür zahlen mussten. Es gibt in unserer Gesellschaft noch keinen Platz für diese neuen Alten. Weil sie Rockmusik hören statt Klaviersonaten. Weil ihr Denken und Handeln so gar nicht mit dem Begriff »Senioren« zusammenpassen will. Die Jeansjacken tragen statt Lodenmäntel und ihr zu Hause mit Keith-Richards-Postern dekorieren statt mit Zinnbechern und Sammeltassen. Die Kinder dieser Hippie-Senioren leben oft viel angepasster als diese selbst. Und ausgerechnet von denen werden sie jetzt zu Ordnung und Disziplin ermahnt – etwas, das sie selbst nie von ihrem Nachwuchs gefordert hätten.



Gert Beer 1967 bei einem Auftritt seiner Schülerband.

Vater unser handelt von zwei Extremfällen. Von Vätern, die alt werden – aber nicht wirklich weise. Von Karl und Gert,

die auf ungewöhnliche Art in den Ruhestand rutschen. Ohne Ankündigung, ohne Vorbereitung, ohne wissen zu wollen, wie es um sie steht. Ein Rentnerdasein ohne Ferienhausidylle auf Föhr, ohne Skatrunde mit alten Freunden, ohne Ehefrauen. Dafür mit Cannabisplantage, mit vielen Visionen und im finanziellen Desaster.

Das Buch erzählt aus der Sicht ihrer Töchter, Lydia und Lara. Zwei im Leben stehende Journalistinnen, die mit Job, Mann und engem Terminkalender eigentlich keine Zeit für die Organisation eines weiteren Lebens haben. Die plötzlich mit Situationen konfrontiert werden, die sie bislang nur aus dem Fernsehen kannten, die im Freundeskreis für beste Unterhaltung sorgten, aber im Herzen der Töchter Kummer und Ängste hinterlassen. Es ist ein Erfahrungsbericht, in dem die Autorinnen jeweils im Wechsel über die Erlebnisse als neue Lebensmanagerinnen ihrer Väter schreiben. Manchmal zum Schreien komisch, manchmal unfassbar tragisch.

Vater unser ist ein Buch für Menschen mit Vätern. Lesenswert für die Tochter, weil nicht nur dein Vater »anders« ist. Lesenswert für den Sohn, weil du vielleicht das Pech hast, keine Schwester zu haben, die dir so viel abnimmt. Lesenswert für die Mutter, weil du vielleicht Ähnliches mit deinem Vater erlebt hast. Lesenswert für den Vater, weil dir vielleicht klar wird, warum deine Tochter dir immer nur den Porsche unter den Haftcremes besorgt und nie genervt auflegt, wenn du sie wieder genau zur Konferenzzeit im Büro anrufst.

Denn trotz des intensiven emotionalen Durcheinanders, das Lara und Lydia mit ihren Vätern erleben, siegt immer eine treibende Kraft gegen jedes vernichtende Gefühl: die Liebe einer Tochter zu ihrem Vater.

Die Pensionierung

Lydia

Glückliche Gesichter, bunte T-Shirts, von Klimaanlage gefilterter Bierdunst wabert durch die Maschine. Es ist Sommer, Ferienzeit, im Air-Berlin-Flieger nach Mallorca ist die Stimmung ausgelassen. Die 182 Menschen um mich herum platzen fast vor guter Laune. Und während einige Passagiere ihre Vorfreude auf des Deutschen Lieblingsinsel in Form von gurgelnden Lauten durchs Flugzeug johlen, sitze ich da, als stünde eine sechswöchige Kirchenfreizeit bevor. Der fehlernährte Enddreißiger neben mir poltert los: »Na du, bleibst du auch zwei Wochen?« »Eine Nacht«, antworte ich genervt. Ich hole Block und Stift raus und mache eine Liste: Was ich in 24 Stunden Mallorca alles erledigen, fragen, weg-schaffen muss. Es ist der Fluchtplan. Die letzte Möglichkeit, meinen Vater vor der Obdachlosigkeit zu bewahren. Und für mich der Horrortrip, der mir seit fünfzehn Jahren droht.

Mein Bruder dämmert kurz nach dem Start weg. Ich sitze über dem leeren Blatt Papier. Hoffe, dass der Hund gesund ist, mein Vater sich nicht weigert, ins Flugzeug zu steigen, und der Vermieter nicht die Polizei ruft. Ich suche meine Spucktüte, überlege dann, ob mir überhaupt schlecht ist, stecke sie daraufhin ganz vorne in die Tasche am Sitz vor mir, griffbereit. Die Anspannung macht es mir unmöglich zu schlafen, die ganze Nacht vor dem Abflug lag ich schon wach. Die Angst vor der Ungewissheit hat mich voll im Griff.

Sechzehn Jahre lebte mein Vater auf der Insel, auf der andere Urlaub machen. Sechzehn Jahre flog ich hin, einmal im Jahr, allein, ohne Freunde. Aus Angst vor dem, was mein Vater manchmal als interessant beschrieb, das ich aber eher als gewöhnungsbedürftig empfand. Wie etwa fremde Mitbewohner, die plötzlich am Frühstückstisch saßen im einen Jahr. Oder eine Art ausgebauter Stall ohne Fenster mitten im mallorquinischen Nirgendwo im anderen Jahr. Oder eben einfach Papi, der nach zig Jahren Alleinlebens vergessen hatte, dass nur Babys ungeniert rülpsen durften.

Mein Bruder fischt nach der Ankunft die vier leeren Koffer vom Fließband, ich stelle mich währenddessen beim Mietwagencounter an. Die vierköpfige Familie vor mir trägt Rot-Weiß, alle haben die gleichen T-Shirts an mit einer schnörkeligen Liebeserklärung an die Insel auf der Brust. Marion und Hans sind zum neunten Mal auf Mallorca, erzählen sie der stark geschminkten Spanierin am »Hello-Auto«-Häuschen, die sich über den großen Zuspruch für ihre Heimat freut und die vier deutschen Vorzeigetouristen mit einem größeren Auto belohnt. Ich bin vermutlich zum neunzehnten Mal hier, aber da mir gerade jegliche Lust auf Smalltalk fehlt, werde ich nicht versuchen, Señora Santos zu einem größeren Fahrzeug zu überreden. Zum Glück ziert meine Gemütslage nicht mein Oberteil, denke ich und überlege, ob es ein einzelnes Wort für mein Befinden gibt. »Fuck« finde ich irgendwie primitiv. Und »Eineverdammtesriesenscheiße« passt nicht auf mein Dekolleté.

In einem schwarzen Van fahren mein Bruder und ich an der Kathedrale von Palma vorbei, immer am Wasser entlang. Wir passieren ein Bürohaus an der Promenade, in dessen achtem Stock mal der Name unseres Vaters an der Tür stand, darunter der Zusatz »Immobilienmakler«. Wie viele Jahre das her ist? Ich weiß es nicht mehr. Damals klingelte ständig das Handy von Papi, er hatte viele Termine, wirkte glücklich, geschäftig und zuversichtlich. Mindestens zehn

Jahre, schätze ich. Die darauf folgende »ruhigere« Zeit, wie mein Vater die Jahre ohne Aufträge fast liebevoll nannte, dauerte gefühlt schon ewig an.

Mein Bruder und ich reden nicht viel. Meer, Palmen, rotbraune Felder fliegen an uns vorbei. Es riecht nach Sonne und Lebenslust, die Schönheit Mallorcas zieht uns schnell in ihren sommerlichen Bann. Ich konnte meinen Vater immer gut verstehen, hier leben zu wollen. Und ich hätte mich sehr für ihn gefreut, wenn er die nächsten Jahre neben Nachbarn mit Namen wie José und Carlos in der Abendsonne auf der Veranda hätte sitzen und Backgammon spielen können. Doch der Traum ist vorbei. Sein Traum ist vorbei. Und mein Bruder und ich sind das Rollkommando, die Blase platzen zu lassen.

Das kleine Haus liegt am Rand von Palma in einer ruhigen mallorquinischen Nachbarschaft. Fast drei Jahre hat Papi hier gelebt. Fast zwei Jahre keine Miete mehr gezahlt. Wie ein gut geschulter Vertreter kann mein Vater Menschen von aussichtslosen Geschäften überzeugen. Sich selbst am allerbesten. Mit geradezu kindlicher Begeisterung und grenzenlosem Optimismus ließ er in den vergangenen Jahren Luftschlösser vor seinem inneren Auge entstehen. Detailgetreu beschrieb er einzelne Entwicklungsschritte, weckte Interesse und Zustimmung bei seinen Zuhörern. Doch zu oft verpuffte die ursprünglich gute Idee, weil Geldgeber fehlten, andere schneller waren oder mein Vater sich inzwischen auf etwas anderes konzentriert hatte.

Gut zwei Jahre hatte er mir an unseren Telefonsonntagen von dem bevorstehenden Vertragsabschluss mit dem Inhaber einer großen deutschen Bekleidungsfirma erzählt. »Das Anwesen im Osten der Insel, das entspricht genau seinen Vorstellungen, da bin ich sicher«, beteuerte er immer wieder. Die Vorlieben des Interessenten: Eine Finca mit viel Land drumherum, auf dem der neue Besitzer gern jagen möchte. Natürlich habe er dem steinreichen Textilmo-

gul aktuelle Fotos des Objekts geschickt, er sei ja nun nicht blöd, raunzte mein Vater mich an, wenn ich gezielter nachfragte zur Entwicklung des Projekts. Viele Monate später, ich hatte das Nachfragen inzwischen aufgegeben, erwähnte er, der Deal mit dem Kleidungskönig habe nicht geklappt. »Weißt du, das ist ein vielbeschäftigter Mann, so wichtig ist ihm das Haus in Spanien wohl nicht gewesen«, erklärte Papi mir seine vergeblichen Bemühungen. Persönlich gesprochen, zumindest mal am Telefon, habe er übrigens auch nie mit ihm, erfuhr ich noch nebenbei. »Musste ich aber auch gar nicht, ich hatte ja von Bekannten eine gute Information, was der Herr gesucht hat«, versuchte mein Vater meine Sprachlosigkeit zu überspielen.

Wie viele Stunden hatte ich mir die Pläne für dieses »so besondere Objekt« angehört – von denen der angeblich »äußerst interessierte« Geschäftsmann vermutlich nie etwas gehört, gesehen oder gelesen hat. Ich war platt. Beendete das Gespräch und konnte eine gute Stunde nicht aufhören, den Kopf zu schütteln und gelegentlich »Ich fasse es nicht« laut vor mich hin zu fluchen. Doch das ist lange her, und ich fange an, mich nach dieser Zeit zu sehnen, als noch eine gewisse Distanz zwischen uns lag und sich das nur am Telefon abspielte. Denn jetzt ist alles viel zu nah. Mein Bruder biegt in die kleine, staubige Einbahnstraße ein. Papis silberner Kleinwagen steht vor der Gartentür. Bevor ich aussteige, atme ich tief ein und aus. »Das wird schon«, denke ich. »Irgendwie.«

Laut röchelnd kommt der Hund auf uns zugestürzt. Er springt mich an, reißt mich mit seinen zehn Kilo Übergewicht fast in den Kakteenbaum. Die Rasse Labrador lässt sich nur noch erahnen, der Körper völlig überfüttert, das Fell stumpf, die Barthaare und Wimpern sind ausgefallen. Die Schnauze ist übersät mit offenen Stellen. Das Gesicht meines Bruders versteinert, als er den Zustand des Tieres sieht. Ich empfinde Ekel gegenüber dem Hund, den ich als

tapsigen, süßlich riechenden Welpen einen Sommer lang nicht von meiner Seite weichen ließ. Sogar seinen treuesten Gefährten hat mein Vater offenbar sich selbst überlassen.

470 Euro werde ich in Hamburg nur in den ersten vier Wochen in den Wiederaufbau des Tieres investieren. »So einen starken Milbenbefall habe ich bei einem Hund noch nie gesehen«, wird die Tierärztin später sagen. Und mein Vater wird, leider wie so oft, alles kleinreden. Die Veterinärin sei noch jung und unerfahren, seinem Tito sei es immer gut gegangen, der müsse nur mal geduscht werden, dann höre der Juckreiz auf, wegen dem sich der Hund die Lefzen blutig kratze. Da war sie wieder, diese manchmal sehr eigene Realität, die nur mein Vater sah.

Sechsmal hatte ich mit Papi telefoniert, ihn gebeten, alles rauszulegen, was er mitnehmen möchte. Das, was wegkann, solle er bitte zur Deponie bringen. Doch nichts ist gemacht. Einzig die silbernen Kerzenständer seiner Mutter sowie vier silberne Bilderrahmen, die ich ihm mal zu Weihnachten geschenkt hatte, liegen auf dem schwarzen Ledersofa, das dem Hausinhaber gehört. Ist das alles, was ihm wichtig ist? Mein Vater war nie sehr materiell eingestellt, aber diese paar Fotorahmen und Silberständer zeigen, wie anspruchslos er geworden ist. Er hängt an keiner Villa, an keinem Sportwagen oder teurem Gemälde. Er hängt an Mallorca, an seinem einfachen Leben auf der Insel – von dem er sich morgen Vormittag auf unser Drängen hin verabschieden muss. Der kleine Haufen Silberkram macht deutlich, wie wenig bereit mein Vater ist, Mallorca hinter sich zu lassen und zu gehen.

Als ich später am Abend Papis Kleiderschrank durchsehe, erlebe ich eine kleine Zeitreise. Seit vielen Jahren muss mein Vater etliche seiner Sachen nicht mehr getragen haben. Drei Smokings hängen auf der Stange, der eine ungetragen, der andere das letzte Mal zu meinem Abtanztball der Tanzschule, vor siebzehn Jahren. In einem edlen Tweedjackett,

das vermutlich seit fünfzehn Jahren nicht mehr passt, finde ich ein verlassenes Mäusenest. Eine grüne Cordhose ist steif wie ein Brett, an einer anderen hängt noch das Preisschild. »Das muss alles mit«, sagt mein Vater vergrätzt zu mir, als er in sein Schlafzimmer kommt und mich mit einer senfgelben Sommerhose in der Hand sieht. »Ich habe kein Geld, um alles neu zu kaufen.« Etwas oberflächlich, mit schneller Handbewegung, geht er seine Sachen im Schrank durch, sagt erneut: »Alles muss mit, hörst du?« Dann geht er raus, setzt sich wieder an den Schreibtisch im Arbeitszimmer und starrt auf die geschlossenen Fensterläden.

Bis morgens um vier räumen mein Bruder und ich das Haus leer. Füllen alle Müllcontainer in der Nachbarschaft mit Exposés nie verkaufter Fincas, mit alten Klamotten aus der Zeit, als ich noch ein Kind war. Und Papi zwanzig Kilo leichter. Während mein Bruder und ich schleppen, räumen und packen, ordnet der Hausherr Unterlagen. Ohne ein Wort geht er Papier für Papier der Dutzenden Litz-Ordner durch, als würde er Zeit schinden, den Abschied hinauszögern wollen. Das Ende seines Lebenstraums steht vor ihm, und das ausgerechnet in Gestalt meines Bruders und mir, die wie ein Gerichtsvollzieher seine Sachen durchgehen und beschließen, was mitkommt, was in den Müll wandert oder welche Dinge an seine Putzfrau verschenkt werden. »Das Faxgerät müssen wir mitnehmen, das kostete mal 200 Mark«, sagt er, wohl eher, um überhaupt etwas zu sagen. »Und den Computer auch, der ist wie neu.« Den Computer, der vor fünf Jahren neu war, benutzte er seit jeher als Schreibmaschine. Jeden Sommer schrieb ich mit dickem Filzstift eine Anleitung auf ein DIN-A4-Blatt, wie man E-Mails verschickt. In keinem Jahr wurde sie gelesen und schon gar nicht befolgt. Aber in jedem Jahr neu dringlich verlangt.

Einige Freunde kommen im Laufe des Abends vorbei, Papi hat ihnen wohl gesagt, es gebe ein paar Dinge wie Fernseher, DVD-Player und Ähnliches abzugeben. Uschi aus

Düsseldorf betont mehrfach, wie traurig es sei, dass der Karl nun von der Insel geht. Anita aus Bonn sagt mit zitternder Stimme, dass sie nicht weiß, mit wem sie im Sommer jetzt Wein trinken und lachen soll. Und der kleine Sohn von Papis Haushaltshilfe umklammert das Bein meines Vaters. Dicke Tränen laufen über seine gebräunten Wangen. Auf Spanisch schluchzt der vielleicht Fünfjährige ein paar Worte, von denen ich nur die Hälfte verstehe. Meinem Vater treiben die lieben Worte das Wasser in die Augen. Er nickt nur, streichelt dem Jungen über den Kopf.

Ich freue mich über so nette Menschen, über gute Freunde, die mein Vater in all den Jahren im spanischen Ausland gewonnen hat. Reiche und arme Leute, einfache und schnöselige Menschen, und jeder auf seine Art liebenswert. Papis bester Freund, ein Mallorquiner mit einem Herz aus Gold, ist schon vor zwei Jahren in die Karibik ausgewandert. Er fehlte meinem Vater, das erwähnte er oft. »Du bist jederzeit herzlich willkommen, Karl«, ruft Uschi zum Abschied aus ihrem silbernen Mercedes heraus. »Ja, gern, ich komm bald wieder«, erwidert Papi leise und kann nicht weitersprechen. Er presst die Lippen zusammen, geht mit seinem Hund ins hell beleuchtete Haus und setzt sich an den leeren Esstisch. »Das hab ich mir anders vorgestellt, nicht wahr, Tito?«, sagt er traurig und guckt den Hund an, als würde er auf eine Antwort von ihm warten. Und dann sagt er den Satz, den er besonders nach Vorwürfen immer mal wieder ausspricht: »Ich hätte einfach mit dem Auto die Klippen runterfahren sollen, dann hättet ihr gar nicht extra herkommen müssen.«

Du hättest dir einfach deine Rente damals nicht auszahlen lassen dürfen, denke ich. Du hättest ehrlicher zu dir selbst sein müssen. Und realistischer. Und während mir noch etliche Punkte einfallen, in welchem Fall wir nicht extra hätten kommen müssen, frage ich mich, ob mein Vater jemals darüber nachgedacht hat, wie sein Lebensabend ohne Altersvorsorge laufen sollte. Und wie die damit verbundenen

Sorgen, Bemühungen und Zahlungen uns Kinder schon oft umgetrieben haben. Ich werde ihn das in einem passenden Moment fragen, nehme ich mir vor. Aber jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt. Traurig genug, dass wir überhaupt unter diesen Umständen hier zusammensitzen müssen, da will ich Papi nicht noch zusätzlich quälen.

Nach drei Stunden Schlaf ist die Familienkutsche gepackt, mein Vater wortkarg, das Haus noch halb voll. Ohne unser Wissen hat Papi den Hausinhaber für elf Uhr bestellt. »Lass mich mal machen, ich werde dem schon erklären, dass ich jetzt los muss«, versucht mein Vater uns zu beruhigen. Eine schlechte Idee, wie wir finden. Also sind wir bereits weg, als der Vermieter, der meinem Vater für den nächsten Monat die Räumung angekündigt hatte, kommt. Auf der Flucht. Drei Stunden hocken wir wie eine gestrandete Familie des RTL-II-Formats »Die Auswanderer« in einer schicken Bar im Hafen von Portals Nous.

Hoffentlich treffen wir niemanden, denke ich. Denn irgendwen kennt mein Vater eigentlich immer, in jedem Bergdorf der Insel. Er ist gut vernetzt, weil er gern plaudert, sich eigentlich für alles interessiert und immer direkt auf andere Menschen zusteuert. Und nicht selten schnappt er in Gesprächen mit neuen Bekannten Dinge auf, in der Regel Geschäftsideen, die ihn nachhaltig begeistern. So steckte mein Vater in all den Jahren auf der Insel nacheinander viel Zeit und Geld in die Planung einer Straußenfarm, die Etablierung einer deutschen Bäckereikette und in die Optimierung der Exportwege von mallorquinischen Mandeln für einen norddeutschen Marzipanproduzenten. Übers Telefon klang alles stets durchdacht und kurz vor der Umsetzung. Doch real waren die jeweiligen Projekte leider nur im Kopf meines Vaters. Mir wär's egal gewesen – ob Straußen schlachten, Teig kneten oder Mandeln pflücken –, ich hätte alles lieber gemacht, um Papi zu unterstützen, als einen solchen Halsüber-Kopf-Abbruch des Insel-Traums zu organisieren.

Nur zwei Tische weiter Richtung Wasser saß ich fünfzehn Jahre zuvor mit meiner spanischen Ferienliebe. Er war Mallorquiner, hieß Ramón und hatte Augen wie Nougatschokolade. Ich erlebte die Insel von der Seite der Einheimischen, ging in Clubs, in denen keiner Sangria mit weichem s bestellte, und fand es cool, mit dem schicken dunkelgrünen Mercedes meines Vaters vorzufahren.

Doch oft genug flog ich nach drei, vier Wochen Inselleben mit Vaddern zurück nach Hamburg und war urlaubsreifer als vorher. »Niemals einfach die Tür öffnen, wenn es klingelt«, sagte mein Vater in einem Sommer mal zu mir. Wieder lebte er in einer neuen Wohnung, wieder lächelten mir Fremde aus den Bilderrahmen im Wohnzimmerregal entgegen, und wieder wusste ich, dass mein Vater hier nur vorübergehend bleiben würde. »Ignoriere es einfach, wenn jemand an der Tür ist«, sagte er verkrampt, als ich gerade zu Bett gehen wollte. Ein Geschäft mit russischen »Geschäftspartnern« sei schiefgegangen, erklärte er auf meine verunsicherte Nachfrage. Eigentlich habe er ja mit all dem gar nichts zu tun, versuchte er mich zu beruhigen. »Aber mein Name steht als Geschäftsführer auf dem Papier«, schob er leise hinterher. Und nun sei es möglich ..., na ja, ich wisse schon. »Nee, ich weiß gar nichts«, antwortete ich genervt, »vor allem nicht, warum ich die Tür nicht öffnen soll, wenn es klingelt.«

Und noch bevor ich aus meinem Koffer die baumwollene Ausrüstung für zwei Wochen allerbeste Urlaubs-laune auspacken konnte, war ich nicht sicher, ob ich nicht lieber gleich wieder nach Hause fliegen sollte.

In der folgenden Erzählung meines Vaters fielen Schlagworte wie Interpol, Zigarettenschmuggel, Russenmafia. Anstatt Urlaub à la Inga Lindström war es mit Papi manchmal eher ein schlechter Krimi. »Gute Nacht«, rief er zehn Minuten später den gefliesten Flur der ausgeliehenen Wohnung runter. »Gute Nacht«, rief ich zurück und hoffte, dass



Lydia Baumann, Lara Beer

Vater Unser

Wie unsere Väter zu Sorgenkindern wurden - zwei Töchter erzählen

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 256 Seiten, 12,5 x 20,5 cm

2 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-570-10163-6

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Juli 2013

Wenn Töchter die Verantwortung für ihre Väter übernehmen müssen

»Jetzt rei dich doch bitte mal zusammen, so geht das nicht!« So sprechen Eltern mit ihren Kindern – oder Töchter mit ihren Vätern. Zumindest dann, wenn Papa als Rentner anfängt, Marihuana anzubauen, keine Rechnungen mehr bezahlt oder von Interpol gesucht wird. Vater Unser handelt von zwei Mnnnern, die nach ihrem Leben als Arzt und Unternehmer nicht mehr allein zurechtkommen. Doch wie fühlt es sich an, plötzlich Mutter des eigenen Vaters zu sein? Davon erzählen die Autorinnen manchmal ungemein komisch, manchmal unfassbar traurig, aber immer liebevoll.